

## **Rauch**

*Richard Jilka*

Es fehlt etwas. Seit zwei Wochen rauche ich nicht mehr. – Wer jemals ein leidenschaftlicher Raucher gewesen ist oder gar noch immer leidenschaftlich raucht, der wird ermessen, welch langer Zeitraum zwei Wochen ohne Rauch sind. Fehlt dem Raucher einen Tag hindurch der Rauch, ist ihm, als wäre alles anders geworden. Sein Zimmer ist nicht mehr sein Zimmer, sein Auto nicht mehr sein Auto, seine Arbeit nicht mehr seine Arbeit, seine Heimkehr alles andere als seine Heimkehr. Ohne Rauch fühlt sich der Raucher von Heute auf Morgen in eine andere Welt versetzt. Hat man gar mehrere Tage hindurch nicht mehr geraucht, wird man sich selber fremd und hält sich beinahe schon für so etwas wie einen Nichtraucher. Man fühlt sich in der Brust, im Hals und auf der Zunge so ungewöhnlich sauber. Man könnte vor Gesundheit übermütig werden und gleich wieder zu rauchen beginnen. Doch die Selbstvorwürfe, die unablässig, wenn auch meist leise, mitunter unhörbar die mit dem Rauchen einhergehende Selbstschädigung begleiteten, verwandelten sich während weniger rauchfreier Tage in ein neues Selbstbewußtsein frischer Stärke und stolzer Unabhängigkeit. Diesem neuen Gefühl zu Liebe läßt man das Rauchen vorerst bleiben. Eine Unterbrechung von einer Woche genügte, um den Körper des Nikotins zu entwöhnen. Das Gift fehlt mir nicht. Dennoch denke ich täglich oft an meine Pfeife wie an eine abwesende Geliebte.

Beinahe in jeder meiner Erinnerungen steckt auch die Erinnerung an den Rauch meiner Pfeife. Ein Gutteil meiner Vergangenheit ist gleichsam in blauen Dunst gehüllt und angegilbt. Denn seit meiner Jugend hat sie mich begleitet, war jahrzehntelang treu an meiner Seite und spendete mir in allen Lebenslagen Trost. Erst mit ihr wurde für mich eine Freude vollauf zur Freude. – Dreißig Jahre sind es geworden, während derer mich meine Pfeife durch gute und schlechte Stunden hindurch begleitete, vornehmlich jedoch durch gute oder doch bessere, denn ihr Rauch würzte auch die unerfreulichen Stunden, die somit auch ihr Gutes habend unmöglich ganz & gar schlecht genannt werden konnten. Wie dem auch sei, unabsehbar viele meiner im guten oder schlechten verrauchten Stunden sind durchdrungen von dem Duft meiner Pfeife. Wiederholt sich eine der mannigfaltigen Gelegenheiten, anlässlich derer man bisher zur Pfeife zu greifen gewohnt war, dann möchte man auch den dazugehörigen Rauch wiederhaben; sonst fehlt etwas. Und Fehlendes verursacht Unruhe und Unzufriedenheit. Und zahllos sind, hat man das Rauchen unterbrochen, zunächst die Anlässe für Unzufriedenheit und Unruhe. Denn man war ja gewohnt, vielerlei Umstände in Rauch gehüllt wahrzunehmen, Schwierigkeiten in Rauch aufzulösen, Zumutungen

mit Rauch zu vernebeln, quälende Minuten zu verrauchen, Belastungen unter Volldampf zu bewältigen, aus dem Schutz des Rauchs heraus anderen Menschen zu begegnen oder sich in den eigenen Rauch zurückzuziehen. Zahllosen Alltäglichkeiten verlieh der Rauch einen zusätzlichen, einen besonderen, ihren, so meinte man, eigentlichen Geschmack & Charakter. Ohne Rauch ist einem nun, als wäre auf einmal Wesentliches verschwunden. Es ist einem, als würden die gewohnten Eindrücke auf beunruhigende Weise unvollständig bleiben. Es fehlt etwas, das bisher immer dabei war. Und wenn etwas wiederkehrt, beispielsweise Regen oder Nebel oder Frost oder Sonnenschein, wenn die Blätter fallen oder der Schnee, Dürre herrscht, es stürmt oder die Welt nieselig naß & huddelig kühl abweisend ist, jedes Mal gehört auch ein bestimmter Rauch dazu. Mit der Wiederkehr bestimmter Umstände erwacht sogleich die Begierde nach dem dazugehörigen Rauch, um mit ihm das Gegenwärtige zu ergänzen, es zu vervollständigen, auf daß das Erlebte wieder werde, was es eigentlich ist. Denn erst der Rauch macht einen Herbstabend zum wirklichen Herbstabend, einen Winterabend zum geglückten Winterabend, setzt dem Tag ein deutliches Ziel, verleiht dem Spaziergang durch Jahreszeiten & Witterungen sein unverwechselbares Gesicht, ermöglicht echte Heimkehr in Geborgenheit & Behagen. Und jede der Gelegenheiten hat ihren bestimmten Geschmack, denn jede Jahreszeit hat ihr unverwechselbares Aroma, jede Witterung ihren besonderen Duft, jede Stunde ihre eigentümliche Atmosphäre, die durch die Würze des Rauchs verfeinert und gesteigert wird. In trockener Luft entfaltet der Tabak einen anderen Geschmack als bei hoher Luftfeuchtigkeit. Im schwülen Sommer brennt der Rauch anders auf der Zunge als im Novembernebel. Und im Winter erwacht am Kamin oder im Dunkel eines stillen Waldweges die alte Sehnsucht nach der Pfeife. Unvergleichlich würzig schmeckt der Tabak bei Frost, obendrein wärmt die Pfeife Nase und Finger. Im Nebel spendete sie Zuversicht, noch im Regen gibt sie Halt. Die Vorstellung von einer Pfeife im Biergarten ist grundverschieden von der einer Pfeife in der Dorfkneipe. Jedesmal befriedigt die selbe Pfeife mit ihrem Rauch verschiedenste Stimmungen und Sehnsüchte. Und ist der Frühling da, dann will man auch endlich wieder im Freien rauchen. Ja, man geht beim ersten Sonnenschein ins Freie und raucht den Frühling herbei.

Muß nun, solange das Rauchen unterbrochen ist, auf die Eigentlichkeit unzähliger Augenblicke, wie sie in der Erinnerung abgespeichert und vorgegeben ist, verzichtet werden? Wird also die Erfahrung ärmer werden? Oder werden bald wie aus dem Nichts andere Eigentlichkeiten erscheinen und die Vorherigen ablösen? Mann wird sehen. Es wird schwer werden, ohne Rauch zu leben. Denn er war ja bei allem dabei. Ging man Jemanden besuchen oder in eine Kneipe oder ein Cafe oder wollte bloß in der Sonne sitzen und

den Mädchen nachschauen, bei allem & jedem war die Pfeife die unvermeidliche Begleiterin. Und sie erforderte viele Fingerfertigkeiten, es war eine andauernde Fingerspielerei mit ihr: sie mußte gereinigt, gestopft, ihre Glut gehegt, ihre Asche ausgeklopft, ihr Teer ausgekratzt werden. Das alles hat sich eingegraben in die Vorstellungen und Wünsche und Sehnsüchte bezüglich Kneipe, Cafe, Sonne, Mädchen, Meer, Strand, Gesprächen aller Art samt Büchern & Freunden und Vor- & Nachmittagen und Abenden und Nächten. Und jede Wiederholung der altbekannten und oft geübten Gelegenheiten erneuert die Lust auf die Pfeife. Die Wiederholung des Rauchs, der ja immer schon dabei gewesen war, kitzelt unzählige kleine flüchtig schwebende Erinnerungen aus dem Schlund des Vergangenen hervor, um einem wieder auf der Zunge zu zergehen. Dies gilt sogar für den Zauber der Jugend, denn auch er ist vermischt mit Rauch, der damals, wie noch so vieles, wegen des Reizes des Verbotenen besonders würzig gewesen war. Damals, in unseren Anfangsjahren, als ich mir nur jeden zweiten Tag eine Pfeife genehmigte, war sie meine Heimlichkeit. Mit meiner gestopften Pfeife in der Hosentasche schlich ich mich hinaus und, den Zwängen der Erwachsenenwelt entkommen, setzte mich ins Abseits auf eine Bank an einem Feld- oder Waldweg, machte mir blauen Dunst und gelangte für einige Atemzüge in die Zeitlosigkeit meiner eigenen Welt. Damals wurde die Pfeife ein Zeichen meiner Freiheit. War ich bei meiner Pfeife, meinte ich, bei mir angekommen zu sein. Während der folgenden Jahrzehnte, in denen ich ein leidenschaftlicher Raucher wurde, bedeutete Rauch für mich immer wieder wenn nicht gar Heimkehr so doch geglückte Flucht. War man diesen oder jenen Umständen entkommen, saß man endlich im Auto, am Tresen beim Bier oder im Schutz der eigenen vier Wänden, war man auf freiem Feld, im Wald oder gar bei Gleichgesinnten oder Freunden angekommen, sogleich wurde die Pfeife hervorgezogen. Stieg aus ihr der Rauch auf, war das ein sichtbares Zeichen dafür, fremder Lasten & Zwänge ledig und bei sich & seinesgleichen zu sein. Rauchen war beinahe ein Akt des Widerstandes. Dabei war man nicht allein. Mit Pfeife gehörte man zu der Randgruppe der Raucher, also zu einem Menschenschlag, der seine unordentliche Seite nicht vollständig verbirgt. Hinter oder unter der oberflächlichen Ordnung, an der teilzunehmen Jedermann gezwungen ist, jenseits der Zwecke & Funktionen gibt sich mit Rauchzeichen der eigentliche, der lust- und leidvolle Mensch zu erkennen. – Der Raucher tut so, als täte er einen Schritt hinaus aus der Ordnung der Zwänge.

Auch bei der Arbeit hilft der Rauch. Die Pfeife zerlegte die Arbeit in handliche Teile. Nach einigen Stunden, spätestens mittags, verspricht sie ihre Art von Trost. Endlich darf man aus dem Büro hinaus und für einige Atemzüge ein Anderer sein. Wenn ich handwerkerte, beim Anstreichen beispielsweise, zündete ich sie erst an, nachdem die vielen lästigen, zeitraubenden Vorar-

beiten erledigt, alle Ecken abgeklebt und die endlosen Ränder & Kanten mit kleinen Pinseln gestrichen waren, so daß ich endlich mit der breiten Rolle großflächig drauflosstreichen konnte. Qualmte meine Pfeife, dann war ich über den Berg und arbeitete frohgemut dem absehbaren Ende der Arbeit entgegen. Dann, wenn sich wie so oft eine endlose Handwerkerei über den Abend hinaus in die Nacht hinein zog, war es immer wieder die Pfeife, die einem Rückhalt und Zuspruch, inmitten der Mühsal eine Ahnung von Feierabend gab. Mit ihr im Munde hatte man nicht nur an den Umständen, sondern auch an etwas Eigenem zu kauen. Rauchen war eine tolle Sache! Man hatte etwas, an dem man sich festhalten konnte. Stundenlang konnte man beispielsweise schlechte Gesellschaft aushalten, denn immerhin hatte man ja seine Pfeife, konnte an ihr saugen & vor sich hinqualmen und bei sich denken: leck mich. Jetzt, wo ich vorerst nicht mehr Zuflucht bei meiner Pfeife nehme, fühle ich mich kräftiger, gesünder, stärker ohne sie. Es tut mir gut, nicht zu rauchen. Es ist, als hätte ich ein Laster überwunden. Nun ist auch das mit dem Rauchen vorbei. Wiedereinmal ist das Leben etwas fader & ärmer geworden. – Mitunter erinnert mich die Pfeife an einen meiner einsamsten Geburtstage. Zerlegt lag sie vor mir auf dem Tisch. Während ich Wein trank, wurde sie von mir gereinigt, wieder zusammengebaut, gestopft, dann entzündet, neuerlich gereinigt & gestopft & entzündet & gereinigt, bis es doch noch an der Türe klopfte.

Den Göttern sei dank für Wein und Tabak! Mein Herz war froh & dankbar für die Gaben des Trunks und des Rauchs, die uns Menschenkindern mit auf den Weg gegeben wurden, um uns beizustehen, es im Hier & Jetzt auszuhalten. Der Trunk und der Rauch helfen einem, auf in der Welt verlorenem Posten durchzuhalten. Beide sind zwei feste Burgen, in die man sich unter nahezu allen Umständen, mehr oder weniger befristet, zurückziehen kann. Der Tag verlaufe wie er wolle und bringe was er mag, spätestens am Abend geben einem Wein oder Bier und Tabak mit ihrem leichten Rausch der Zuversicht das Gefühl zurück, ankommen zu können. – Und nun?! Ist mir nun mit dem Rauch eines meiner Standbeine in der Welt abhandengekommen? Verliere ich jetzt mein Gleichgewicht? Werde ich demnächst fliegen lernen müssen? Wo werde ich nun auf die Schnelle Zuflucht finden können? Woraus soll ich jetzt die kleinen Freuden ziehen? um mit ihnen die eigene Welt gegenüber jener der Bedrängnis abzugrenzen. Wo sind nun die kleinen Ziele? die bald und leicht zu erreichen man sich im Verlauf des Tages mehrfach freuen konnte, die einem wie Leuchtpunkte vor Augen schwebend den Tag in überschaubare Zeiträume gliederten. Denn rauchend vergeht der Tag nicht am Stück, er liegt nicht als großes, sich von Morgen bis Abend endlos dehndes und schwer zu bewältigendes Ganzes vor einem, sondern er ist in handliche Abschnitte eingeteilt und wird in Etappen

absolviert. Durch den endlosen Strom der Zeit führen wie die Sprossen einer Leiter rauchgraue Stufen, die man anstreben, auf die man sich freuen, auf denen man innehalten, über die hinweg man weiter kann. Kaum ist der Vormittag vorbei, kann schlechten Gewissens die erste Pfeife gewagt werden. Von da an winkt einem an den Wendepunkten des Tages, sobald etwas bewältigt, abgetan oder erledigt ist, zur Belohnung der Rauch. Pfeifen gliedern die Zeit, unterteilen den Tag; sie lösen sogar den Stuhlgang aus. Hat man alle Hände voll zu tun, ist der Verzicht auf die Pfeife federleicht. Aber wie soll man in Zukunft ohne Rauch seine müßigen Stunden und Minuten verbringen? Wird man einfach *da* sitzen können? Das war bisher unvorstellbar; trotzdem geht es auf einmal doch irgendwie. – Jedoch ist Dazusein anders geworden. Schutzlos steht der rauchlose Raucher inmitten der Zeit. Der Rauch und das Fingerspiel an der Pfeife überspielen nicht mehr die Gegenwart, unberührt ist sie jetzt da. Unberaucht wird der Strom der Augenblicke eindringlicher und gewichtiger empfunden, auch lastender, manchmal erdrückend; – ihres neuen Gewichtes zum Trotz fehlt der andauernden Gegenwart etwas. Es ist, als ob man selbst nicht vollständig da wäre, weder zu Hause noch sonstwo richtig ankäme, die Flucht nicht gelinge und viele Augenblicke unvollständig vergingen. Es gibt die vielen kleinen Ankünfte nicht mehr; man wird sich daran gewöhnen müssen einfach so dazusein. Diese Wachheit, die Wachheit des Lebenden im Augenblick, sie ist ungeheuerlich und schwer auszuhalten; sie haut einen um, wenn man sie nicht gewöhnt ist. Um sich ohne Rauch an die Wachheit zu gewöhnen, wird man sich im Atmen üben müssen. Beim Atmen ohne Rauch ist ja auch alles da. Es ist doch bloß Rauch, der jetzt fehlt. Und Rauchen war ja auch ein Atmen und Atmen ist auch ein Rauchen. Anscheinend fehlt beim bloßen Einatmen etwas Würze, aber wenn man genau darauf Acht gibt, dann ist sie da, die erregende Würze beim Luftholen. Beinahe genau so zog Rauch über die Zunge und in den Hals, sein Hauch war bloß etwas würziger, schärfer, beißender, stechender – schädlicher, vielleicht tödlich. Was jetzt fehlt, war ja bloß Rauch.

War's auch bloß Rauch – es fehlt. Vielleicht werde ich aus genau diesem Grunde wieder zu rauchen beginnen. In den drei Wochen, in denen ich nicht geraucht habe, bin ich kein Nichtraucher geworden. Nein, denn mein Nichtrauchen habe ich nicht im Griff. Würde ich versuchsweise auch nur eine halbe Pfeife anrauchen, zweifellos würde ich rückfällig werden und am folgenden Tag erneut zur Pfeife greifen und mit der Zeit die Dosis wieder steigern. Keinesfalls werde ich jemals zu der Knauserei fähig sein, nur eine einzige Pfeife täglich zu rauchen, dessen bin ich mir gewiß. Würde ich mich mit ihr wieder einlasen, sogleich würde ich ihr wieder verfallen. Wenn ich ihr nicht verfallen will, wird es leichter sein, gänzlich auf sie zu verzichten. Nach

ihrem Nervengift verlangt mich nicht, sondern nach Vervollständigung. Denn sie war doch ein Teil meiner Selbst. Weil mir die gewohnte Ergänzung meiner Persönlichkeit durch meine Pfeife fehlt, denke ich so oft an sie. Denken? Was heißt in dieser Beziehung schon denken? Mit ihr verknüpfte Empfindungen von Wohlsein kommen irgendwoher aus der Vergangenheit angeflogen, mit ihnen der Geschmack von Lust und Rausch oder Qual; Bilder geglückter oder eindringlicher oder irgendwelcher Stunden flimmern flüchtig vorm inneren Auge; Vorstellungen von behaglichem Zusammensein drängen sich auf: Jetzt wieder die warme Pfeife in der Hand halten, an ihr saugen, paffen, Kringel blasen, nachstopfen, ihre Glut hegen, ihre würzige Wärme schmecken; auch Filter wechseln, Streichhölzer entflammen, Aschenbecher benutzen, immer etwas zu räuspern und beständig einen kleinen, zwielfichtigen Genuß in Aussicht haben. – Warum verzichte ich auf ein so rundum lieb gewonnenes Vergnügen? Verzicht wäre falsch gesagt. Nein, ich verzichte nicht, Pfeife, Tabak, Filter, Reiniger, Stopfer, Streichhölzer, das gesamte für Pflege und Gebrauch der Pfeife erforderliche Zubehör liegt griffbereit. Jederzeit könnte sie wieder zur Hand genommen, gestopft und angebrannt werden. Eigentlich bin ich ein Raucher geblieben, bloß einer, der augenblicklich nicht raucht. Das ist nicht ungewöhnlich, es gibt sogar Raucher, die haben niemals geraucht. Ich jedenfalls habe das Rauchen nicht willentlich unterbrochen, sondern wie fast alles im Leben hat es sich von selbst so ergeben. Anlässlich einer kleinen Operation an der Nase war es im Krankenhaus auch beim besten Willen drei Tage lang unmöglich zu rauchen. In den folgenden Tagen verursachte mir der leiseste Hauch von Rauch einen stechenden Schmerz in der Nase. Und als es nach einer Woche wieder möglich gewesen wäre, war der alte Zwang wie ein Spuk gebrochen, mein Körper bedurfte des Giftes nicht mehr, also ließ ich es vorerst einfach sein. Ich habe nicht aufgehört zu rauchen, sondern bloß nicht wieder angefangen. Mehr nicht. Ich habe nicht auf meine Pfeife verzichtet, sondern sie bloß liegengelassen.

Die kleine Operation in der Nase war alles andere als einer der beängstigend in unser Leben einschneidenden Eingriffe, die den meisten von uns bevorstehen und ohne die wir etwas früher in Vergessenheit geraten. Wie konnte dieser kleine Eingriff, der weit davon entfernt war, einer der Ernstfälle des Lebens zu sein, eine Veränderung veranlassen, von der ich mir nicht hätte träumen lassen? Vorher hätte ich weder ernsthaft wollen noch mir vornehmen können, die alte und innige Beziehung zu meiner Pfeife auch nur vorübergehend zu unterbrechen. Aber hätte ich diese Leidenschaft von Heute auf Morgen tatsächlich abbrechen können, wenn nicht der Entschluß dazu schon jahrelang in mir so weit gereift wäre, daß schließlich ein unerheblicher Anlaß genügte, um seine Verwirklichung auszulösen? Obwohl es für

mich unvorstellbar war, meine Pfeife auch nur einen Tag unberührt liegenzulassen, war ich ihr vermutlich insgeheim schon lange Zeit untreu geworden. „Rauchen tötet“ steht seit geraumer Zeit auf allem geschrieben, womit Raucher sich gerne befassen; man überliebt es, aber dennoch sickert einem die Botschaft irgendwie unter die Haut. Unversehens ist Abneigung da. Abneigung hat mitunter lange & tiefe Wurzeln. Hatte ich nicht schon als kleiner Junge Widerwillen gegen die Zigaretten meiner Mutter? Ihr Qualm stach mir in die Nase, ihre Hustenanfälle ängstigten, ja quälten mich und ich fürchtete um ihre Gesundheit, um ihr Leben, fürchtete, wegen dem bißchen Rauch alleingelassen zu werden. Anstatt mit dem Husten & Rauchen aufzuhören, beendete meine Mutter ihr Leben bevor ich meine Kindheit beendet hatte. – Und wie oft wollte ich meine eigene Pfeife eigentlich nicht rauchen, oder doch wenigstens noch nicht rauchen. Wie oft sagte ich mir, daß es weniger werden muß, nicht mehr als zweimal täglich sein sollte, und nur ausnahmsweise bei besonderen Gelegenheiten auch um die Mittagszeit eine, erstrebenswert aber wäre, ausschließlich die Abendpfeife zu rauchen. Aber es gelang mir nicht, mich gegen meine Begierde durchzusetzen. Regelmäßig lächelte mich um die Mittagszeit eine unerklärliche Macht über alle morgendlichen Bedenken und Einwände hinweg und verführte mich zur unzeitigen Pfeife. Und jedes Mal, wenn ich dann die erste Pfeife anrauchte, schoß mir ihr Gift in den Kopf das es mir schwindelte und in den Augen flimmerte wie bei einer Unterzuckerung, mein Herz klopfte schneller, meine Finger begannen zu zittern, die Knie wurden weich und mein Stuhlgang wurde ausgelöst. Meine Kraft, mein Mut und meine Zuversicht waren manchmal nach der ersten Pfeife für eine Weile wie weggeblasen, nach wenigen übermütigen Augenblicken fühlte ich mich plötzlich erschöpft wie ein zitternder Greis. Jedesmal, jahrelang, flüsterte es anläßlich dieser sich täglich wiederholenden Gelegenheit inwendig: hui! Welch Gewalt! Rauchen schädigt dich. Wieso sehnst du dich so sehr nach dieser Beschädigung? Bei Gelegenheit solltest du es einschränken. Irgendwo im Hinterkopf nistete sogar schattenhaft der Gedanke: du solltest irgendwann damit aufhören. Jedoch mein Verlangen verminderte sich nicht. Zwar wurde es einem täglich bei den ersten Zügen aus der Pfeife unwohl und schwindelig, aber man wollte es so, man war gierig nach dem Schwindel. Dieser wie jeder anderen Sucht liegt unstillbare geistige Sehnsucht zugrunde. Dergleichen fragt nicht nach körperlichem Wohlbefinden. Weder der Trunk noch der Rauch wird unsereinem vollkommen abgewöhnt werden könne, denn über alle nützliche Befriedigungen hinaus wirkt im Mensch ein unstillbarer Durst. Zwar bedeutete, den Rauch einzusaugen, ein Nichts zu atmen, aber dieses Nichts ist die Nahrung der Seele.

Dennoch beunruhigte mich zunehmend oberhalb des Herzens ein Druck, den ich ebenso wie manche Stiche in der Brust mit dem Rauch in Verbin-

dung brachte. Und wenn ich bei meiner Tagesabschluß- und abends-daheim-angekommen-sein-Pfeife saß, sie, meine Lieblingspfeife, auf die ich mich oft ohne zu rauchen stundenlang freute, endlich in Händen hatte und anzündete, sie paffte & nachstopfte & paffte und in einer Wolke aus blauem Dunst vor meinem Ofen oder in meinem Garten saß, fragte es seit einigen Jahren zaghaft aber unablässig und vernehmlich in mir: Was ist daran so toll? Warum mußt du dies allabendlich haben? Lohnt sich der Aufwand samt dem Kratzen im Hals für das bißchen Würze? Was ist es, wonach du dich da abends so leidenschaftlich sehnst? Du glaubst ohne den Rauch nicht auskommen, weder ankommen noch entspannen zu können? Dabei stört der Rauch doch deinen Abendfrieden. Um den Qualmgeist hervorzurufen mußt du unablässig an allerhand Zeug herumfingern, dann reizt er dich & deine Nerven, treibt dein Herz an, vertreibt so den Schlaf. Anstatt wirklich bei dir daheim anzukommen bist du bei der Pfeife, die erledigt werden muß, bevor du da sein darfst. Obacht: Sie raucht dich, anstatt du sie. Rauchend auf das Rauchen achtend flüsterte es in meinem Hinterkopf kaum hörbar aber unzählige Male sich wiederholend: der Rauch der Heimkehr, zu dem dich deine allabendliche Sehnsucht drängt, ist nicht viel mehr als ein würziger Durchgang, von dem du oft froh bist, wenn er vorbei ist.

Trotzdem wurde ich meiner allabendlichen Begierde nicht Herr. Aber schleichend wurde sie untergraben wie damals, als ich in meiner Jugend meine drohende Verfettung bremste, indem ich begann, mich eindringlich zu befragen, während ich ohne hinunterzuschlucken auf irgendeiner Leckerei herumkaute, bis aus ihren Fasern der letzte Hauch von Geschmack herausgekaut war: Was ist das? Warum treibt es dich unwiderstehlich dazu, es dir auch wider Willen über die Maßen einzuverleiben? Kauend auf das Kauen achtend war zu schmecken, daß der ausgepreßte Geschmack es nicht wert war, sich davon mehr als notwendig in den Mund zu stecken. Die durch Selbstbeobachtung gewonnene Einsicht, wonach genau besehen und gründlich geprüft nichts wirklich unwiderstehlich gut schmecke, erleichterte es mir, auf übermäßiges Essen zu verzichten. Außerdem begann ich damals zu rauchen, wodurch vielerlei Begierden abgelenkt wurden. Jetzt löst das Fehlen einer tagtäglich so befriedigenden Beschäftigung wie des Rauchens wieder allerhand vagabundierende Bedürfnisse und Sehnsüchte aus. Mein Appetit beispielsweise wächst, ich beginne bereits vermehrt Kekse zu knabbern. Wenn man sich früher zwischen den Mahlzeiten eine Pfeife ins Gesicht steckte, dann stecke ich mir nun ein Butterbrot in den Mund. Und es ist nicht bloß, daß man mehr zu essen beginnt, dem Körper also als Ersatz für den ausbleibenden Rauch zusätzliche Nahrung zuführt, er braucht jetzt auch weniger davon. Denn bisher verbrauchte sowohl die durch das Gift gesteigerte körperlich-geistige Unruhe wie die Auseinandersetzung des Körpers



mit dem ihm zugemuteten Rauch Energie. Rauchen machte schlank. Ohne den gewohnten Rauch giert man nun nach mehr, benötigt aber weniger Nahrung. Zu fürchten ist, daß man verfettet. Das wäre ein sicheres Zeichen dafür, daß man unzureichend darin geübt ist, sich selbst auszuhalten. Aber wem es gelingt, auf den Rauch zu verzichten, der wird auch die Begierde des Hungers zügeln. Denn der Rauch war ebenso eine Art von Nahrung wie das Essen nicht viel mehr ist als Rauch. Und Rauchen ist ebenso wie das Trinken von Wasser der Genuß von wenig mehr als Nichts, etwas feuchte Kühle im Hals und schon ist es verschwunden; dem Bier geht es genauso. Jedoch der geistige Genuß, den Bier spendet, mache es so unwiderstehlich wie Tabak. Solch leidenschaftliche Begierde ist kein materielles Bedürfnis, sondern ein seelisches Verlangen. Unsere Leidenschaften, die, wenn wir ihnen nicht nachgehen, uns Leiden schaffen, sind wie wechselnde Arten von Rauch, der vor unseren Augen aufsteigt, bevor er sich auflöst. Vielleicht verursacht genau diese Flüchtigkeit ihre Unwiderstehlichkeit.

Nein, die Kosten waren nebensächlich. Man ist ja kein kleinkariertes Rechenknecht. Für eine Leidenschaft sind Kosten unerheblich. Wer hörte jemals von einem Thekenbruder, der aus Kostengründen die Kneipe mied? Dafür war noch immer Geld da. Kostengründe sind immer bloß billige Rationalisierungen erkalteter Herzen, es sind vorgeschobene Gründe uneingestandener Abneigung oder Untreue. Noch in der Woche vor meinem Krankenhausaufenthalt rauchte ich sie, als ob nichts wäre, als ginge es immer so weiter, als stünde uns keine Trennung bevor. Dabei beschlich mich schon beim Tabakkaufen die Vermutung: das war wohl das letzte Mal. Und als ich am Tag vor der Operation gierig an ihr saugte, kam mir beim Ausklopfen der Gedanke: das war's dann wohl. Ich muß ihrer schon lange überdrüssig geworden sein. Oft flüsterte es in meinem Hinterkopf, wenn ich sie nicht finden konnte, ein hilfreicher Geist habe die Pfeife verlegt, damit ich endlich mit ihr aufhöre. Und wenn ich mich auf einem Foto zusammen mit ihr abgebildet sah, erschien sie mir wie ein Fremdkörper in meiner Hand oder meinem Gesicht. Obwohl ich ihr innerlich verfallen war, wirkte sie auf mich von außen betrachtet wie eine künstlich aufgesetzte Verkleidung, die zu diesem Menschen auf dem Foto eigentlich nicht gehört. – Sollten wir nie zueinander gepaßt haben? Vielleicht habe ich sie nie gewollt, sondern eigentlich etwas ganz anderes? – Offenbar wollte man es längst nicht mehr. Sonst hätte man nicht aufgehört.

Beim Verlassen des Hauses denke ich immer noch daran, meine Pfeife mitzunehmen. In der Nähe des Tabakladens durchfährt mich ein Ruck: Tabak kaufen! Mittlerweile laß ich beides bleiben. Gewiß, sie fehlt mir, ich träume zuweilen von ihr. Manchmal flüstert es versöhnlich in mir: Rauchen sei

wahrscheinlich bei Weitem nicht so schädlich, wie immer behauptet wird. Immerhin lebe ich noch nach 33 Jahren im Rauch. Und ich bin kein Einzelfall. Und auch ohne zu rauchen räuspere ich mich, wenn auch nicht mehr so häufig; meine Zunge ist weiterhin belegt. Manchmal ist beim Erwachen mein Hals so rauh, als hätte ich nachts heimlich geraucht. Leichte Stiche in der Brust sind geblieben und kommen vermutlich gar nicht vom Rauch, sondern von verspannten Muskeln oder widerspenstigen Rippen. Dein Herz bedrückte nicht das bißchen Rauch, flüstert es inwendig, der Tee, der schwarze Tee war's. Um den Druck in der Herzgegend wieder zu spüren genügt tatsächlich eine Kanne Tee im Verein mit Streß. Vermutlich ergänzen sich die Gifte. Der Druck auf das Herz verschwindet, sobald ich einen Tag nach meinem Sinn verlebe und mich treiben lasse. Verführerisch beschleicht einen mitunter die Vorstellung, nur ausnahmsweise einmal die alte Pfeife einfach so wieder anzuzünden, als wäre nichts gewesen & nichts dabei, bloß um zur Erinnerung einige Züge zu nehmen, das wäre so gut wie Nichts, kaum mehr als etwas warme, würzige Luft. Schön müßte es sein, sie wieder einmal in der Hand liegen zu haben, ihren schwarzen Kopf fest zu umfassen, zu spüren, wie sie warm wird, glüht, ihren heißen Atem zu saugen, sich von ihr benebelt und angeregt in einen leichten Rausch hineinragen zu lassen. – Aber mittlerweile ist in mir die Furcht vor ihrem Gift größer geworden als der Wunsch, die Sehnsucht nach ihr zu befriedigen. Man muß sie gewohnt sein, sonst haut sie einen um. Nähme ich bloß einige Züge aus ihr, davon bin ich jetzt überzeugt, sogleich würde mich ihr Rauch scharf in die Brust scheiden und mein Magen würde sich umdrehen. Ja, mittlerweile habe ich Angst vor ihr, vor dem heftigen Schwindel, den mir zweifellos wenige Züge ihres Rauchs bereiten würden, Angst vor dem zu erwartenden Zittern mit Herzklopfen, den wackelnden Knien, den nächtlichen Stichen in der Brust, dem rauhen Hals, dem grauen Auswurf, der unentwegt angebrannten Zunge. – Solch eine Beziehung konnte nicht gut gehen, man hat mit der Gewohnheit nur jahrzehntelang weitergemacht wegen dem bißchen Begeisterung, die sie spendet. Und wegen der nicht enden wollenden Kette von Erinnerungen, die mit ihr verbunden sind. Aber offenbar steckte der Widerwille gegen sie tief in mir und bricht nun aus, so daß ich mich auf einmal vor den Folgen des Rauchs fürchte. Angst muß sich schon lange in meinem Gemüt eingenistet und an meiner Beziehung zu meiner Pfeife genagt haben. Sollte es die Angst vor einer Beschädigung von Herz & Lunge gewesen sein oder ist es *die* Todesangst? Erstaunlich ist auch, daß mein Körper nun so mühelos so lange ohne Rauch auskommt? Es war eben doch bloß ein Gift, an das er sich zwar bis zur Unentbehrlichkeit gewöhnt hatte, das er aber nicht braucht.

Obwohl es lange dauern wird, bis ich sie vergessen haben werde, brauche ich die Pfeife momentan nicht unbedingt. In den vergangenen vier Wochen

habe ich geübt, zu atmen und wieder einzuatmen ohne Rauch. Es fiel mir nicht einmal schwer, denn es ist so gut wie Nichts, kaum etwas fehlt, denn, genau besehen, ist alles da, auch ohne sie streicht die Luft würzig über meine Zunge in den Hals. Endlich genügt es mir, einfach still zu sitzen, anstatt an der Pfeife herumzufingern meine warmen, gut durchbluteten Hände ineinander ruhend zu spüren. Eigentlich wollte ich das immer schon können und beneidete Menschen, deren Hände ruhig waren; es gefiel mir außerordentlich, wenn es mir für einige Augenblicke bewußt gelang, meine Hände ruhen zu lassen. Aber um mich in einer andauernden Folge von untätigen Augenblicken auszuhalten, war ich zu fahrig, zu zerstreut, zu schwach. Warum nur war ich so unruhig? Weil ich die Pfeife hatte, um mich an ihr festzuhalten und zu ihr zu flüchten. Nun, da ich sie nicht mehr zur Hand nehme, ist es für mich anscheinend bald kaum der Rede wert, ohne Rauch zu atmen. Nun kann ich einfach so im Garten oder vor dem Ofen sitzen. Das wollte ich eigentlich schon immer. Mein Geschmack ist erschreckend besser geworden, die Teesorten, die ich bisher gekauft habe, sind überraschend gut. Manche wegen Geschmacklosigkeit von mir abgelehnten Sorten werde ich wieder probieren müssen. Auf einmal lohnt es sich auf dem billigen Riesling herumzukauen. Und Räuspern und Husten haben nachgelassen, gespuckt muß weniger werden und ein leises Rasseln im Hals ist verschwunden. Meine Augen sind klarer, ja wacher geworden, mein Schlaf tiefer, denn ohne das Nervengift beruhigt sich das Herz vor dem Schlafengehen in rauchloser Stille. Alles in allem bin ich ohne die Pfeife ausgeglichener geworden. Mittlerweile ist meine Pfeife kalt geworden, sie schmeckt nicht mehr. Manchmal stecke ich mir meine alte Pfeife in den Mund, doch nach wenigen kalten Zügen lege ich sie wieder weg. Auch das werde ich bald bleibenlassen. Ich beginne zu vergessen, was es gewesen war, weshalb ich ihr verfallen war.

Rauchen gehörte zu meiner Art des in der Welt seins. Es war mein Stil zu leben. Besonders die Abendpfeife war die unverbrüchliche Gesellschafterin meiner einsamen Stunden. Bei ihr angekommen zu sein, bedeutete Heimkehr. Damals, noch am Tag vor diese kleinen Operation in der Nase, war es für mich unvorstellbar, auch nur einen Tag auf meinen Rauch freiwillig zu verzichten. Ich hätte es auch, selbst mit den besten Vorsätzen und dem strengsten Willen, nicht getan, weil ich spätestens am Abend die Zuhause-angekommen-sein- & Weintrinkpfeife haben wollte. Wenn ich mir früher überlegte, irgendwann einmal nicht zu rauchen oder wenigstens das Rauchen einzuschränken, meinte ich, gerade diese abends-zuhause-sein- & Weintrinkpfeife wäre mir unentbehrlich und würde, wenn überhaupt, die letzte der täglichen Pfeifen sein, auf die ich verzichten würde. Da irrte ich mich. Gerade diese Pfeife vermisse ich am wenigsten. Es ist beinahe eine Erleichterung, sie loszusein. Nun, ohne das Pfeifeputzen, Stopfen, Rauchen,

nachstopfen, rauchen, reinigen finden meine Hände und mein Atem eher ihre Ruhe, komme ich besser bei mir an und bin länger da. Die letzten Stunden des Tages werden nicht mehr durch die Rituale der Ankunft, durch viele kleine Fingerspiele beim Erzeugen von Rauch zerstückelt und durch den Unfrieden der Sucht gestört. Und das Gift erregt einen nicht mehr vor dem Schlafengehen. – Überhaupt: Im Bett habe ich nie geraucht! Im Bett ist die Pfeife unbequem, denn sie läßt sich schlecht im Liegen rauchen, man müßte sich aufsetzen, und schon beim Stopfen bröseln es ins Bett, während des Rauchens stieben gar Funken und beim Nachstopfen Ascheflocken auf die Laken, machen Flecken oder brennen kleine Löcher hinein. Wegen solchem Ungemach kam ich nie in die Versuchung, anstatt in der Nähe & Wärme der Geliebten zu bleiben, um gemeinsam mit ihr scherzend zu verdämmern, wie im Film nach dem Akt eine Zigarette anzuzünden; *post coitum triste*. – Obwohl ich mich nun auch ohne Abendpfeife vollständig fühle, fehlt etwas.

Besonders schwer stellte ich mir auch den Abschied von der Biertrinkpfeife vor. Alleine oder in geselliger Runde gehörten Bier & Pfeife jahrzehntelang zusammen wie Ein und das Selbe: die Pfeife wird entfacht und das Bier kommt, oder das Bier kommt und die Pfeife wird entfacht. Pfeife & Bier bildeten eine unverbrüchliche Einheit, sie gaben einander Maß und Rhythmus, zwei Bier für eine Pfeife, eine Pfeife für zwei Bier, das Eine macht Lust auf das Andere, Rauch will flüssig gekühlt werden, kühles Naß will rauchig verdampfen. Gab es zum Überfluß zum Trunk auch noch Geselligkeit, dann mußte erst recht Rauch aufsteigen: der heilige Rauch der Rede, der Qualm des Geschwätzes, das Dankopfer für gemeinsame Zeit! Rundum wurde freundschaftlich geraucht. Indem die Räusche des Gesprächs, des Trunks und des Rauchs sich vermischen, einander ergänzen und steigern entsteht ein hochgeistiges Gebräu: jetzt erst wird man zum Menschen: zum beerauscht begeisterten Tier. Aber unerwartet leicht löste sich das unlösbar scheinende Verhältnis auf und es kann rauchlos getrunken und geschwätzt werden. Durch das gesetzliche Rauchverbot in Wirtschaften, obwohl & weil häufig unterlaufen, wurde man behutsam an rauchlose Geselligkeit herangeführt. Außerdem bleibt einem ja, den Göttern sei Dank, der von Bier oder Wein gespendete Rausch, er muß und kann weitgehend für Fehlendes eintreten. Und auch das begeisternde Gespräch bleibt ja weiterhin möglich, obwohl man die nervenaufreibende Unruhe einer abenteuerlichen Begegnung nicht mehr in Rauch auflösen, somit die Spannung ablenken und gleichzeitig die Begeisterung steigern kann. Wird man zukünftig rauchlos eine Begegnung aushalten können, ohne wegen der Entschärfung der ihr innewohnenden Spannung die gehörige Begeisterung zu verscherzen? Hoffentlich wird man ohne das aufputschende Nervengift nicht langweilig! Verfetten

und langweilen könnten üble Folgen der Rauchlosigkeit werden? Jedenfalls konnte ich auf die Biertrinkpfeife spielend verzichten. Als wäre nichts dabei sitz ich nun in der Kneipe beim Bier, der Rauch vom Nachbartisch beunruhigt mich nicht, er sticht mir bloß leise in die Nase. Überdeutlich sehe ich die aus ihren Nasen und Mündern qualmenden Menschen um mich her wie schlafwandlerisch oder automatisiert, als führe ihre Hand hinterrücks ein Eigenleben, nach ihren Zigaretten greifen, obwohl sie doch eigentlich etwas ganz anderes haben wollen.

Unerwartet stark ist die Verbindung zwischen Arbeit und Rauch. Im Nachhinein erweist sich die Arbeitspfeife als die wichtigste der täglichen Pfeifen. Nur ihretwegen möchte ich rückfällig werden. Nur am Schreibtisch vor dem PC überkommt mich ein heftiger, kaum zu Unterdrückender Drang zur Pfeife. Offenbar ist der geistige Genuß, die Inspiration und Anregung das Unwiderstehlichste an der Pfeife und ihrem Rauch. Sie war zum Schreiben beinahe so unverzichtbar geworden wie die Luft zum Atmen. Es ist, als wäre der Rauch ein durch Nichts zu ersetzender Treibstoff für die Maschine Hirn, die nur dann ihre volle Kraft entfaltet, wenn es qualmt. Rauch ist eine regelrechte Arbeitsdroge – das unterscheidet Tabak deutlich von Cannabis –, Rauch ist der Schmierstoff für die Schreibmaschine, ohne den die Tastatur nicht klappern will. Ohne die geliebte Pfeife ist der Einstieg in die schöpferische Arbeit am Text nervenaufreibend schwer geworden und gelingt oft stundenlang nicht. Gelingen aber geben allein die Götter; und die verlangen seit Alters ihr Rauchopfer. Nun, da das gewohnte Opfer für die Musen ausbleibt, zicken sie herum und verweigern sich. Beim Sprung vom Kopf über den Schreibtisch aufs Papier oder in den PC gehen sowieso die meisten Gedanken verloren. Das ist Normal, das Wenigste von dem, was einem im Kopf herumspukt gelangt in den Text hinüber. Bei der Übertragung sind Reibungsverluste unvermeidlich, allein das Ringen mit der Grammatik wirkt zerstörerisch auf das Gedachte. Manchmal gelingt es beim besten Willen nicht, einen Gedanken in Buchstaben zu kristallisieren. Kaum sitzt man am Schreibtisch, gähnt plötzlich Leere im Kopf, zerstoben ist das lustige Gedränge, das eben noch im Oberstübchen so lebendig durcheinander polterte, als ob es das Tageslicht scheue. In solcher Lage half einem Rauch über die Anfangsschwierigkeiten hinweg. Das Anzünden der Pfeife war nicht bloß einer der Antriebe, um überhaupt zum Schreibtisch zu gehen, wo besseren Gewissens geraucht werden konnte, weil Arbeit ein Vorwand ist, der fast alles entschuldigt, sondern rauchend machte man auch den Geburtswehen ein Ende. Sobald die Pfeife qualmte, war man am Schreibtisch angekommen, mehr war nicht zu haben, nun mußte auch geschrieben werden. Und zu schreiben half einem der Rauch & das Gift: Sauerstoffmangel im Verein mit Nikotin lösen im Hirn eine Art Panik aus, weshalb es seine Aktivität steigert,

wodurch tatsächlich der Einstieg in den Text erleichtert wird. Auch betäubt das Nervengift manche Sinneseindrücke und Gefühle, es verengt das Gesichtsfeld, so daß die verbleibende innere Kraft sich auf wenige Sätze konzentriert und über ihre Schwierigkeiten hinwegspringt. Geriet nach einiger Zeit das schreibende Denken wieder ins Stocken oder verhedderte sich gar in einem jener Gedankenknoten, in denen man sich stundenlang im Kreise dreht, ohne vor und zurück oder hinaus zu finden, half einem das Gift wieder auf die Sprünge. Einige tiefe Züge aus der Pfeife und schon löste sich ein Widerstand auf; man konnte sich in eine regelrechte Arbeitsbegeisterung hineinpfaffen. – Das alles war natürlich Lug & Trug, die durch das Nervengift verursachte Unruhe, Nervosität und Anspannung war der Schaffenskraft nur bedingt und kurzfristig förderlich. Letztlich war man süchtig nach einer Droge, die eine feste Verbindung mit bestimmten Lebenslagen und Selbstvorstellungen, mit dem Drum & Dran des Sitzens am Schreibtisch eingegangen war. Man täuschte sich über vieles, weil es qualmte und schrieb. Es sei wie es wolle: Am Schreibtisch ist die Sehnsucht nach der Pfeife am heftigsten, beinahe unwiderstehlich. Es ist, als strampele ein Kind in einem und verlange quengelnd nach seinem Lieblingsspielzeug oder der Brust. Man meint die Begierde in Kopf und Lunge zu spüren: nach zwei, drei Zügen aus der Pfeife würde sofort der fehlende Text vor dem geistigen Auge erscheinen und sich wie von selbst fortsetzen. Sogleich mit den ersten Zügen Rauch wäre die innere Ruhe wiederhergestellt und kämen samt Schaffensfreude die Einfälle dahergepurzelt. Indem es ohne Rauch so zäh und quälend fließt, ja gänzlich stockt, wächst die Sehnsucht, als bräuchte man jetzt bloß zwei drei Züge an der Pfeife zu saugen, und schon schwände der Schleier vor den inneren Bildern, entstünde Klarheit im Kopf, löse sich der Knoten und begännen die stockenden Gedanken zu fließen, die rechten Worte sich wie von selbst zu bilden. Alles in mir fühlt es: bloß ein paar Züge Rauch, schon ginge es weiter wie von selbst. Manchmal geht ohne Rauch gar nichts. Dann geht man im Zimmer auf und ab, man versucht Nikotin durch Koffein oder Teein zu ersetzen, erledigt dies & das, räumt das Wohnzimmer auf oder spült in der Küche, macht kleine Besorgungen in der Stadt, gießt Kräutertee auf, um den Kreislauf zu schonen, knabbert Süßigkeiten, dann Käseecken, schließlich Obst, um nicht dick zu werden wie die anderen, schließlich wird noch ein Spaziergang gemacht und zwei Telephonate erledigt. Ist es endlich nach einigen Stunden langwierigem und quälendem inneren Hin und Her dahin gekommen und gelungen, in den Text einzusteigen, fließen auf einmal Vorstellungen & Gedanken & Worte & Sätze glatter, schneller, reichlicher daher als früher, als die vom Gift angefeuerte Unruhe gleichmäßiges Arbeiten unmöglich machte. Läuft es nach mehreren Stunden endlich leidlich gut, dann ist die Pfeife vollkommen vergessen, als hätte es sie nie gegeben. Um in diese neue Schaffensfreude hineinzukommen werde ich noch viel üben müssen.

Wird die Befriedigung des Schreibens jene des Rauchens ersetzen können?  
Was könnte an die Stelle des Fehlenden treten?

Atmen, bewußt atmen, um zu bemerken, was einem fehlt, nämlich nichts. Doch das muß deutlich werden, man muß es sich nachdrücklich deutlich machen, während es in einem an die Pfeife denkt, als dem Rettungsanker in der Unrast oder als der unverzichtbaren Voraussetzung der eigentlichen Arbeit, daß einem doch nichts fehlt, sondern alles da ist, man selber vollständig da ist. Dennoch bleibt sie da, kommt sie immer wieder, diese Unruhe, diese Sehnsucht nach etwas unbestimmten, wodurch man erst vollständig werden würde, womit die Vorstellung von der Pfeife und ihrem Rauch unlösbar verknüpft ist, als könne & würde nur sie Ankunft und Erfüllung gewährleisten.

Ohne Rauch wird man ein anderes Bild von sich entwerfen müssen. Um sich versuchsweise neu zu erfinden wird man sich Leitbilder suchen müssen. Aber wo findet man die? Wie könnten die aussehen? Der Raucher und die Pfeife erwecken allgemein den Eindruck von geglücktem Charakter und Wohlbehagen. Der Pfeifenraucher erscheint als ein ausgeglichener, ein vollständigerer Mensch, der auch ein widriges Geschick mit Gleichmut ertragen kann. Generationen von Malern, später auch Fotografen und Werbegraphikern haben dieses Bild entworfen, es in endlosen Variationen vervollkommenet und unablässig wiederholt. Dabei kann man mit Rauch im Blut nur annähernd so entspannt & gelassen sein, wie ein Nichtraucher es ohnehin ist. Dennoch, für ganze Völkerschaften, besonders für Seevölker wie Engländer, Niederländer oder Dänen, wurde Pfeife & Rauch zum Symbol ihrer fest gegründeten Unerschütterlichkeit, ihrer unvergleichlichen Eigentümlichkeit und Wohlgelungenheit. Für die Türken gar ist es sprichwörtlich geworden zu rauchen wie einer der ihren. Das Bild des pfeiferauchenden Seefahrers oder Nationalheiligen steht nicht alleine. Vielen beispielgebenden Köpfen half durch das Leben hindurch und förderte ihre Schaffenskraft der Rauch! Friedrich Schiller qualmte sich aus der Festung heraus und in den Volksmund hinein. Sigmund Freud oder Wilhelm Busch wären ohne ihre Nikotinsucht unmöglich gewesen. Vielleicht verdankten sie dem Rauch ihre besten Vorstellungen? Auch C.G. Jung mußte beim Schreiben den Göttern Rauchopfer spenden. Täglich putschte die getreue Zigarre Thomas Mann auf. Siegfried Lenz, Günter Grass, Heinrich Böll liebten die Pfeife und erschienen in ihrem blauen Dunst wahrhaft knorrig kernig bieder. Aber als einer der leidenschaftlichen Raucher kenne ich nur allzugut jene Unruhe, Unsicherheit, Schwäche, Angst, den inneren Zwang, der einen zum Tabak greifen läßt und sich hinter der Pfeife verbirgt. Als einer der Pfeife Verfallenen sieht man deutlich, wie sich die anderen Raucher an ihr festhalten, hinter

ihr verstecken, und wie recht sie damit haben. Bei einem Autor wie Camus riecht man geradezu den Nikotin zwischen den Zeilen, spürt den inneren Druck, die Hochspannung und Nervosität, die Nervenfiber, die Sucht des Schreibenden zu überzeugen. Sein Kollege Sartre, der das Nikotin durch synthetische Drogen steigerte, schrieb pausenlos und wußte schließlich selber nicht mehr, was er geschrieben hatte. Unser aller Beispiel und Vorgänger aber ist der kleine Huckleberry, wie er der Welt entkommen im Gebüsch liegt und seine Zeit ebenso verbracht wie Lenaus Zigeuner. Wer zum Teufel von denen, die namhaft geworden sind, hat denn nicht geraucht? Wer mußte in seinem Leben nicht rauchen? Konnte nicht rauchen? Brauchte nicht rauchen? – Heinrich Heine und Friedrich Nietzsche ekelten sich ebenso wie Goethe vor dem Rauch. – Ihr Beispiel ist zu hoch gegriffen, es taugt nur für Feiertage. Huckleberry und Lenaus Zigeuner, allenfalls noch einige Gestalten Wilhelm Buschs – Lehrer Lämpel? – können unsereinem kameradschaftliche Vorbilder sein. Aber an welchen anderen Gestalten könnte man sich ein Vorbild nehmen, um sich vorerst eine rauchlose Vorstellung von sich selber machen zu können? Der Handwerker oder Gärtner nimmt allzugern die Pfeife zur Hand. Der Reisende raucht, während auf seiner Fahrt die Landschaft an ihm vorbeizieht. Der Gelehrte oder Dichter in seiner Dachkammer belebt und tröstet sich mit nächtlichem Rauch. Wenn der Herbst kommt teilt der alte Indianer mit seinem bleichen Freund den Tabak. Im Dunkel warten Jäger oder Fischer mit der Pfeife in der Tasche. Sowohl Soldaten wie Krieger stärken sich mit Rauch. Auch der heitere Chinese beim Tee in seiner abgelegenen Berghütte gehört zu den Rauchern auf dem Opiumsofa. Narren und Bettler sitzen zwar ohne Pfeife auf der Schwelle und nähren sich kümmerlich, aber sobald ihnen Tabak in die Finger fällt, gieren die meisten von ihnen nach dem Luxus des Rauchs. Sind denn alle anständigen Menschen Raucher?! – Don Quichotte hatte es nicht nötig zu rauchen! In Thoreaus Hütte war auch kein Platz für Qualm. Vereinzelt soll es weise Menschen geben, die brauchten keinen Rauch. – Bisher sah ich mich im Alter doch in blauen Dunst gehüllt die Pfeife zuhanden ruhig & heiter von Gott und der Welt zu jungen Leuten sprechen oder meinen Garten pflegen. Ein Gutteil des blauen Hintergrunds in diesem Bild muß gestrichen werden. Voriges Jahr macht ich glücklicher Weise die Bekanntschaft eines alten, bärtigen Mannes, der am Beginn seines letzten Lebensdrittels vor drei Dezennien seine Pfeife aufgegeben hatte und dennoch er selbst geblieben war. Mit einsetzendem Alter, das nun auch mir blüht, wird es leichter auf Rauch zu verzichten, denn man ist nicht mehr so unruhig, so fickrig wie die jungen Heißsporne und Pulverköpfe. Ein Überschuß an Lebensenergie, der abgelenkt werden muß, ist nicht mehr da. Im Gegenteil, das innerliche Feuer darf nicht mehr verschwendet, es muß gehegt und gehütet werden. Ich könnte mich an den Hellenen orientieren, sie waren seinerzeit ein lustiges Völkchen und heiter



bei sich zuhause ohne zu rauchen. Obwohl sie keine Pfeife im Mund hatten, waren sie begeisterungsfähig, schwätzten und tranken gerne und turnten zuweilen durch weiträumige Gedankengebäude. Auch hatten sie an ihrem Körper ihre Lust, sie verfetteten nicht und kannten keine Langeweile. Ob sie wohl geraucht hätten, wenn sie Tabak gehabt hätten? Eine Arbeitsdroge war jedenfalls für sie unnötig. Vermutlich hätten sie eher etwas Trinkbares bereitet, denn in der Odyssee wird berichtet, wie Cannabis in Wein gemischt wird.

Nach fünf Wochen ohne Rauch ist man wohl über den Berg, Begierde samt Erinnerung lassen nach. Aber obwohl die Trennung lange genug war, um den Körper des Nikotins zu entwöhnen, denke ich oft an meine Pfeife. Es fehlt etwas. Wo sind die kleinen Ziele, auf die man sich im Verlauf des Tages freute? Da liegt sie nun, meine Pfeife, daneben Zubehör samt Tabak. Jederzeit könnte ich wieder nach ihr greifen, sie stopfen und entzünden. Aber ich tue es vorerst nicht. Wir pausieren. Ich werde wohl niemals ein Nichtraucher werden, sondern bin augenblicklich bloß ein Raucher, der nicht raucht. Vielleicht irgendwann, nachdem etwas schreckliches geschehen ist, wenn mich die Verzweiflung zu einem vertrauten Halt treibt, oder mich im Glück der Übermut reitet, oder wenn ich einfach Lust auf sie habe und sie einmal noch probieren will. Oder wenn ich alt geworden der Erinnerung an ein jugendlicheres Lebensgefühl auf die Sprünge helfen möchte! Vielleicht werde ich dann wieder rauchen? Vielleicht wird es mich umhauen, mit Schwindel, Durchfall, Herzflattern flachlegen, so daß ich danach nie wieder eine Pfeife anrühren werde. Vielleicht aber werde ich einfach weiterrauchen wie früher? Nein, aufgegeben habe ich das Rauchen nicht wirklich, es bleibt allzeit eine meiner Lebensmöglichkeiten, eine meiner Möglichkeiten es im Leben auszuhalten. Nein, das Verhältnis zwischen mir und meiner Pfeife ist nicht vorbei.

Donnerstag, 26. November 2009